

stellen, welche Verwandtschaftskontakte von Frauen und Männern genutzt bzw. bevorzugt wurden und welche nicht.

Zunächst ist festzuhalten: Der Blick auf die Geschichte der Eheschließungen hat sich gelohnt; der Band bietet lezenswerte Mikrostudien mit Ergebnissen. *Duhamelle* und *Schlumbohm* ist es gelungen, – vor allem durch die gut strukturierte und Studien vergleichende Einleitung – den Lesenden in die Auseinandersetzung mit dem europäischen Heiratsmuster einzuführen sowie bereits vorliegende Untersuchungen und die einzelnen Beiträge des Bandes mit ihren Ergebnissen zusammenzufassen. Die Revision des Narrativs „europäisches Heiratsmuster“ ist anhand der in den meisten Beiträgen angewandten Methoden- und Quellenkombination und des Perspektivenwechsels in der Forschung mit diesem Sammelband erreicht. Eheschließungen im nordwestlichen Europa erscheinen nun erst einmal vor allem in ein verwandtschaftliches und institutionelles Netzwerk eingebunden, besaßen mehr als nur eine ökonomische Bedeutung für die Akteure und weisen Ähnlichkeiten mit ostasiatischen Heiratsmustern auf, wobei *Duhamelle* und *Schlumbohm* bereits weitere Forschungsfragen aufwerfen und damit ihr Vorhaben einer Zwischenbilanz erfüllt ist.

*Stefanie Bietz*

**Dietmar Rothermund (Hrsg.): Grenzgänge. Festschrift zu Ehren von Professor Wilfried Wagner, o. O., Abera Verlag Markus Voss 2004, 269 S.**

Wilfried Wagner ist einer der wenigen deutschen Historiker, die früh die au-

ßereuropäische Geschichte in Forschung und Lehre betont haben. 1935 noch im Niederländischen Ostindien geboren, kehrte er drei Jahre später mit seinen Eltern nach Deutschland zurück. Auf Lehramt studierte er Geschichte und Latein an der Universität Frankfurt, wo er 1968 mit einem Thema zur deutschen Besatzungszeit in Belgien während des Zweiten Weltkrieges promoviert wurde. 1973 erhielt er den Ruf an die Pädagogische Hochschule Bremen, die ein Jahr darauf in die Universität Bremen integriert wurde. Seitdem hat er sich besonders der außereuropäischen Geschichte zugewendet und in den nachfolgenden Jahren als einer der exponierten Vertreter der Fachrichtung auch internationale Anerkennung gefunden. Anlaß genug, ihn mit einer Festschrift zu würdigen, die verschiedene Aspekte der außereuropäischen Geschichte thematisiert. Die Beiträge entstammen einer für Wilfried Wagner im Wintersemester 2001/02 veranstalteten Vorlesungsreihe, die, ergänzt durch eingeworbene Artikel, in der Festschrift versammelt sind und dort nicht unbedingt ein großes Ganzes ergeben. Der Titel „Grenzgänge“ bindet indes originell die disparaten Beiträge zusammen, denn in der Tat bewegen sich fast alle Artikel in Grenzräumen, entlang Grenzen, überschreiten sie gar oder behandeln Aspekte jenseits geographischer Grenzen.

Einen kurzen, aber systematischen Abriss über „Indonesien nach dem Sturz Suhartos: Probleme bei der Rückkehr zu demokratischen Formen“ (S. 63-79) liefert *Bernhard Dahm*. In der Tat bildet der Sturz Präsident Suhartos 1998 eine Zäsur in der Geschichte des Landes, denn nach 32 Jahren war das autokratische Regime des Präsidenten zu Ende

gegangen. Gestützt auf ein loyales Militär, trieb Sukarno den in vielen ehemaligen Kolonien eingesetzten Prozeß des *nation building* unter der Maßgabe von Disziplin, Gehorsam, Ordnung und Belohnung/Bestrafung – also durchaus Werten europäischer Zivilisationsmission – voran. Korruption und Kartellbildung hatten jedoch dazu geführt, daß die Weltbank vor der Vergabe weiterer Kredite den Präsidenten zu Deregulierungsschritten und mehr Transparenz aufforderte, was Suharto mit überzogenen Preiserhöhungen auf Grundstoffe beantwortete. Der daraufhin ausbrechende Volkszorn bereitete seiner Herrschaft das Ende.

Seitdem haben die Nachfolger Suhartos mit Erblasten zu kämpfen. Präsident Habibí konnte sich nur eineinhalb Jahre an der Macht halten, nachdem er angekündigt hatte, im ehemaligen portugiesischen Ost-Timor ein Referendum über die Selbstverwaltung und Unabhängigkeit durchführen zu lassen. Die Probleme des Separatismus einzelner Landesteile, so Aceh und Irian Jaya, bestimmen bis in die Gegenwart den politischen Alltag Indonesiens. Hatte das straffe Militärregime Suhartos den Staat zwangsweise zusammengehalten, beschleunigten infolgedessen die Reformen Präsident Wahids an den personellen Strukturen des Militärs die Unabhängigkeitsforderungen. Die seit 1999 amtierende Präsidentin Megawati setzt sich gezielt für die Erhaltung des indonesischen Einheitsstaates ein, greift dabei aber die Ausgleich suchenden Methoden ihres Vaters, dem Staatsgründer und Vorgänger Suhartos, Sukarno auf. Das ist auch dringend angebracht, denn der Zentralstaat lebt auf Kosten der ressourcenreichen Randgebiete wie Aceh, ohne daß diese anteil-

mäßig berücksichtigt werden. Ein weiteres Problem stellt die zu beobachtende Radikalisierung islamischer Organisationen dar, wengleich diese eher als moderat zu bezeichnen wären. Allerdings schließt das nicht die Solidarität mit terroristischen Gruppen aus, wie die Bombardements in Afghanistan, Iraq und Palästina verdeutlichen und auf den möglichen inneren Sprengstoff hinweisen.

Einen schönen Einschub bilden zwei deutsche Gedichte, das eine von Goethe, das andere von Brecht („Gedichte“, S. 80-84). Die „Fragen eines lesenden Arbeiters“ mit seiner berühmten Eingangszeile „Wer erbaute das siebentorige Theben?“ wurden von *Zeus A. Salzar* ins Pilipino übersetzt und kalligraphisch dargestellt. Mochte zu Brechts Zeiten die ‚Geschichte von Unten‘ noch ein Desiderat gewesen sein, das in diesem Gedicht nicht besser hätte formuliert werden können, kann heute mit gewisser Erleichterung festgestellt werden, daß mittlerweile auch in der außereuropäischen Historiographie und den Regionalstudien die Subalternen der Geschichte zu Wort kommen.

Mit seinem Aufsatz „Man, spirits and two faces of the forest on Siberut (Western Indonesia)“ (S. 15-22) widmet sich *Reimar Schefold* dieser Geschichtsschreibung. Er analysiert akephale Gesellschaften im Dschungel der Insel Siberut. Der frühe Tod vieler ihrer Mitglieder veranlaßt diese Gesellschaften, nicht nur mit ihren Nachbarn, sondern auch in und mit dem Urwald in einer friedlichen Harmonie zu leben. Die Schamanen nehmen eine herausgehobene Stellung ein, denn in Krankheits- und Todesfällen sind sie um die Balance mit der ihrer Auffassung nach gestörten Umwelt bemüht. Religiöse Feste

dienen zur Herstellung eines partnerschaftlichen Verhältnisses mit der latent bedrohenden, die Menschen umgebenden Wildnis. Regeln und Tabus bei der Jagd garantieren das ökologische Gleichgewicht der Umwelt. Doch sind andererseits die Folgen des Kulturkontaktes mit der ‚Außenwelt‘ unübersehbar, wenn Gewehre eingetauscht werden und in manchen Gegenden der Vogelbestand bereits erheblich dezimiert ist, ohne daß das traditionell gewachsene Umweltbewußtsein regulativ wirksam wurde. Ein Grund zur Romantisierung von Urwaldgesellschaften besteht folglich nicht.

*Dietmar Rothermund* stellt in seinem gut geschriebenen Beitrag „Carl August Schlegels südindische Militärgeographie“ (S. 159-170) vor. Carl August, ältester Bruder von August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ahnherrn der deutschen Indologie, machte eine bescheidenere Karriere, die mit 28 Jahren in Indien ein frühes Ende fand. Nach Indien kam Schlegel mit zwei hannoverschen Regimentern, die die englische Ostindienkompanie von ihrem Monarchen 1780 zur Kriegführung gegen den expandierenden Staat von Mairur zur Verfügung gestellt bekommen hatte. Carl August Schlegel war weniger am aktuellen Kriegsgeschehen beteiligt, sondern war beauftragt, über den südindischen Festungsbau und die Möglichkeiten der Landesverteidigung ein Memorandum anzufertigen. Daneben beschäftigte er sich auch mit der kartographischen Erfassung des Landes, das den Briten nahezu unbekannt geblieben war. *Rothermund* stellt diese Denkschrift („Versuch einer militärischen Geographie des Carnatiks in seinem gegenwärtigen Zustande“) im Einzelnen vor und beschreibt Schlegels Arbeitsweisen als

die eines aufgeklärten und fragenden Europäers in der Fremde. Schlegel, so kann *Rothermund* aufzeigen, war ein scharfer Beobachter und guter Analytiker. Der besseren historischen Verortung des Artikels hätte es jedoch gut getan, wenn die neueste Literatur zur Kartographie Indiens in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s berücksichtigt worden wäre.

Amüsant liest sich die Einleitung von *Reinhard Wendts* Artikel „Dinner for One“ und die versteckte Präsenz des Fremden im Kulinarischen“ (S. 225-246), zeigt sie doch bereits, wie selbstverständlich wir heutzutage ehemals fremdländische Lebensmittel in unseren kulinarischen Alltag integriert haben, die vor der europäischen Expansion des 15. Jh.s auf den hiesigen Speisezetteln nicht zu finden waren. Dazu gehörten neben Bohnen, Tomaten, Mais, Kürbis und zahlreichen anderen Lebens-, Genuß- und Gewürzmitteln auch die Banane, Maniok, Chili und die Kartoffel, denen Wendt sein besonderes Augenmerk schenkt. Kaum jemand vermutet, daß die Banane ursprünglich in Südostasien beheimatet war, bevor sie im 6. vorchristlichen Jh. nach Indien und schließlich nach Westasien und Nordafrika kam. Über Madagaskar gelangte die Frucht ins subsaharische Afrika. Die Portugiesen machten sie in der Karibik heimisch, von wo sie sich auf den südamerikanischen Kontinent ausbreitete. Kennt man in der nördlichen Hemisphäre lediglich die Süßbanane als Nahrungsmittel, nachdem erst Kühl- und Transportmöglichkeiten den interkontinentalen Handel im 20. Jh. eröffnet hatten, dient die Kochbanane in den tropischen Weltregionen seit Jahrhunderten der Zubereitung von Mehlspeisen.

Die Kartoffel, bekanntlich eine ame-

rikanische Pflanze, wurde erst seit dem 17. Jh. in Europa angebaut. Allein das ausgewählte Beispiel der Kartoffelkultivierung in Deutschland zeigt, wie schwierig ihre Verbreitung vonstatten ging und es Kriegs- und Notzeiten waren, die zur gezielten Anbauförderung führten. Es belegt aber auch, wie die Kartoffel geradezu identitätsstiftend in einzelnen Regionen wirken konnte, wenn sie in Bayern als Knödel, in Baden als Schupfnudel und generell in Norddeutschland als Salzkartoffel auf den Tisch kommt. Daß es sich bei der Verbreitung dieser Nahrungsmittel um ein Phänomen der neuzeitlichen Globalisierung handelt, ist nicht zu bestreiten, wohl aber die Annahme einer systematischen Vernetzung, denn abgesehen von der Akklimatisierung in den Botanischen Gärten der Erde fand die Verbreitung doch unter den unterschiedlichsten Motivationen statt, in denen von einer Verknüpfung im Sinne eines intentionalen Netzes nur bedingt die Rede sein kann.

Grenzen überschreitet der Beitrag von *Bart van Steenbergen*, „Der Mensch auf Gottes Thron? – Die gesellschaftlichen Auswirkungen der biomedizinischen Revolution“ (S: 247-257). In den vergangenen drei Jahrzehnten, so der Autor, hätten sich Wissenschaftler (und die Öffentlichkeit) der Reihe nach mit Fragen der Ökologie, der Informationstechnologie und der Globalisierung beschäftigt, während das erste Jahrzehnt des 21. Jhs das der biomedizinischen Revolution zu werden scheint. Hier kristallisieren sich drei Schwerpunkte heraus: das Klonen, das humane Genomprojekt und die Eugenik. Die biomedizinischen Möglichkeiten lassen in naher Zukunft eine „Designerphase“ erwarten, in der das „Designerbaby“, wie es be-

reits heute im Fachjargon bezeichnet wird, auch Realität sein wird. *Van Steenbergen* behauptet nun, der zurzeit noch anhaltende heftige Widerstand gegen die Biomedizin würde letztlich irrelevant werden. Eugenik definiere sich heutzutage immer noch vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit dem totalitären Regime der Nazizeit und aktuell China mit seiner „Ein-Kind-Politik“. Dieser von „oben nach unten verordneten eugenischen Politik“ setzt *Steenbergen* eine „Eugenik von unten“ (S. 251) entgegen.

Die zu beobachtende Wiederbelebung des Biologismus, so die Annahme, werde indes den Weg für verschiedene Formen genetischer Intervention ebnen (S. 253), denn in der modernen Leistungsgesellschaft wird das Streben nach Glück auch mit genetischen Mitteln statthaft sein. Sozialer Aufstieg werde jedoch nur mit Hilfe genetischer Verbesserungen möglich sein, und zum individuellen Lebenslauf eines Schulabgängers wird ein genetischer Paß hinzukommen, der über seine Leistungspotentiale Auskunft gibt. Daß es bei dieser Entgrenzung der Gesellschaft zur Marginalisierung der Schwachen kommen wird, sei absehbar, zumal sie es sich am wenigsten finanziell leisten können, ein „Designerbaby“ zu bekommen. Warum allerdings diese demokratische Eugenik weniger zu verurteilen ist als die politisch von oben verordnete – die Antwort auf diese Frage bleibt der Autor schuldig, zumal er am Ende seines Beitrages eingesteht, daß der Widerstand gegen Genmanipulationen zu neuen Allianzen von konservativen Christen bis hin zu Umweltschützern führen wird. Demnach ist mit mehr und nicht mit weniger Widerstand zu rechnen, der beileibe nicht irrelevant ist.

Die Festschrift für Wilfried Wagner versammelt ein ganzes Kaleidoskop von Beiträgen, die thematisch wenig gemein haben, jeder einzelne von ihnen jedoch inhaltlich im Großen und Ganzen zu überzeugen vermag. Aufgrund des breiten Spektrums der Artikel und ihres oft allgemeinen Charakters käme nicht unbedingt ein universitäres, sondern vielmehr ein breit interessiertes, akademisches Lesepublikum in Frage.

*Michael Mann*

**Horst Carl u. a.: Kriegsniederlagen. Erfahrungen und Erinnerungen, Akademie-Verlag, Berlin 2004, 471 S.**

Kriegsgeschichte im klassischen Sinn wird in der Regel aus der Perspektive der Sieger geschrieben. Für die Kulturgeschichte des Krieges scheinen dagegen Niederlagen interessanter und produktiver zu sein als Siege. Wolfgang Schivelbusch hat mit seinem Buch „Die Kultur der Niederlage“ (2001) damit einen viel beachteten Anfang gemacht, als er den amerikanischen Süden nach der Niederlage im Sezessionskrieg, Frankreich nach 1871 und Deutschland nach 1918 einer komparativen Betrachtung unterzog. Die methodische Anregung zu kulturgeschichtlichen Analysen militärischer Niederlagen ist freilich schon älter und wurde 1988 von Reinhart Koselleck gegeben, als er erklärte, die Geschichte selbst möge zwar kurzfristig von den Siegern gemacht werden, die langfristigen historischen Erfahrungsgewinne aber würden von den Besiegten eingestrichen. Das ist für die politisch-intellektuelle Kultur eines Landes, das nach 1870/71 nur noch militärische Niederlagen erlebt hat, ein überaus attraktiver Gedanke, zumal

Kriegsgeschichte an den deutschen Universitäten, wenn sie denn überhaupt ein Thema ist, nicht von Militär-, sondern von Kulturhistorikern betrieben wird.

Es kommt also nicht von ungefähr, daß an dem vorliegenden Band über die Erfahrung und Erinnerung von Niederlagen kein einziger Militärhistoriker mitgewirkt hat. Dementsprechend geht es darin auch nicht um Formen professionellen Lernens aus Niederlagen, etwa um die Frage, welche Konsequenzen die großen am Ersten Weltkrieg beteiligten Mächte aus dessen Erfahrung für ihre strategischen Planungen oder die Ausrüstung und Ausbildung ihrer Truppen gezogen haben und ob sich diese Konsequenzen bei Siegern und Verlierern des Ersten Weltkrieges voneinander unterscheiden. Der Band bietet vielmehr einen von der Spätantike bis in unsere Gegenwart reichenden Streifzug durch die verschiedenen Verarbeitungsförm von Niederlagen. Die insgesamt 25 Beiträge sind in fünf größere Abschnitte gegliedert, von denen sich der erste mit historiographischen und literarischen Verarbeitungen, vom Rolandslied bis zum historischen Deutungsmodell des „deutschen Sonderwegs“, beschäftigt, der zweite Lernprozesse und politische Instrumentalisierungen untersucht, der dritte religiösen Deutungsmustern gewidmet ist, der vierte Diskursen um Geschlecht und Ehre gilt und der fünfte schließlich mediale Bearbeitungen von Niederlagen thematisiert.

Das klingt freilich vielversprechender, als es sich bei der Lektüre im Einzelnen darstellt. Das liegt freilich weniger an den Beiträgen selbst, von denen viele gründlich und materialfundiert ihr Thema abhandeln, sondern an der Ge-